Das Jüdische Echo

Bayerische Blätter für die jüdischen Angelegenheiten

Erscheinungszeit: Jeden Freitag. Bezug: Durch die Postanstalten oder den Verlag — Bezugspreis: Viertelj. M. 1.—, Halbj. M. 2.—, Ganzj. M. 4.—, Einzelnummer 10 Pf. — Verlag des „Jüdischen Echo": München, Herzog Maxstr 4 — Redaktion: Helene Hanna Cohn, München.



Nummer 9 **München / 4. Jahrgang** **2. März 1917**

Aus den apokryphischen Zusätzen zu „Esther".

Brief I.

(Vergl. „Esther" Kap. 3, Verse 13 und 14.)

1. Folgendes ist die Abschrift des Briefes: Der große König Artaxerxes entbietet den Fürsten der hundertundsiebenundzwanzig Landschaften von Indien bis Aethiopien und den ihnen untergebenen Landpflegern seinen Gruß.

2. Da ich viele Völker unterworfen habe und der größte Herrscher auf Erden bin, so wollte ich mich nicht durch den Stolz auf die Macht überheben, sondern nachsichtig und immer mit Milde verfahren, um den mir Untergebenen ein ruhiges Leben zu verschaffen und den lieben Frieden, den sich alle Menschen wünschen, zu erhalten, auf daß ein jeglicher ruhig leben möchte.

3. Da ich nun meine Ratgeber befragte, wie dies wohl vollbracht werden könnte, erklärte Haman — der durch Verständigkeit hervorragt, sich stets durch Treue und Zuverlässigkeit ausgezeichnet hat und die zweite Ehrenstelle im Reiche einnimmt — daß mit allen Geschlechtern der Erde ein gewisses feindlich gesinntes Volk vermischt sei, in den Gesetzen abweichend von allen Völkern, und die Gesetze des Königs beständig übertretend, um die von uns tadellos geführte Regierung nicht zum Ziele gelangen zu lassen.

4. Da wir nun eingesehen haben, daß dies Volk ganz allein sich in voller Widersetzlichkeit gegen alle Menschen befindet, eine fremdartige Ausführung der Gesetze einführt, und in schlechter Gesinnung gegen unsere Angelegenheiten die schlimmsten Bosheiten vollbringt, so haben wir befohlen, daß die euch in dem Schreiben des Haman, des Verwesers unseres Reiches und unseres zweiten Vaters, Bezeichneten, alle mit Weibern und Kindern gänzlich ohne Mitleid und Schonung durch ihrer Feinde Schwert umkommen sollen; und das am vierzehnten Tage des zwölften Monats, des Adar, des kommenden Jahres, damit die Ungehorsamen an einem Tag gewaltsam zur Unterwelt fahren und wir für die Folge in glücklicher und ungestörter Weise die Regierung führen können.

Brief II.

(Vergl. „Esther", Kapitel, Verse 10—13).

1. Folgendes ist die Abschrift des Briefes: Der große König Arthaxerxes an die Statthalter, welche die hundertundsiebenundzwanzig Landschaften verwalten und an alle, die unsere Geschäfte führen: Heil.

2. Viele, welche der Fürsten Gnade mißbrauchen und von der Ehre, die ihnen zu teil wird, stolz und böse werden, überheben sich sogar so weit, daß sie gegen ihren Herren und Wohltäter Ränke schmieden.

3. Auf diese Weise zerstören sie nicht bloß die Dankbarkeit unter den Menschen, sondern sie wähnen, aufgeblasen durch das Wortgepränge der Toren, dem das Schlechte hassenden, allwissenden Gotte trotzen zu können.

4. Oft hat auch Viele derjenigen, denen Macht übergeben, denen das Vertrauen geschenkt worden die Angelegenheiten der Freunde zu besorgen, Überredung zu Teilnehmern an unbestraftem Blutvergießen gemacht und sie in unheilbare Unglücksfälle gestürzt, nachdem sie in ihrer Bosheit durch lügenhafte Vorspiegelungen das lautere Wohlwollen der Herrscher getäuscht.

5. Es geziemt sich nun zu sehen, nicht bloß aus den älteren Geschichten, die wir übernommen haben, sondern auch aus dem, was vor euren Augen vorgeht, daß man das durch die Bosheit schlechter Machthaber Vollbrachte untersuche.

6. Weil wir für die Zukunft bedacht sein müssen, daß Ruhe im Reiche für alle Menschen erhalten bleibe.

7. Werden wir Veränderungen anwenden und das, was uns zu Gesicht kommt, stets mit gebührender Aufmerksamkeit beurteilen.

8. Da nun Haman, Sohn des Hamadata, eigentlich ein Makedonier, fremd dem persischen Blute und weit abstehend von unserer Güte, als Fremder zu uns gekommen, trieben wir die Leutseligkeit, die wir gegen jedes Volk hegen, so weit,

daß wir ihn zum Vater ernannten und befahlen, daß er von allen als der zweite am königlichen Thron durch Hinwerfen verehrt werde. Er aber konnte diese hohe Stellung nicht ertragen und strebte, uns des Reiches und des Lebens zu berauben.

9. Und er wollte unsern Retter und Wohltäter Mordochai und unsere tadellose Genossin im Königtum, Esther, mit ihrem ganzen Volke durch trügerische Vorspiegelungen dem Verderben preisgeben. Denn er wähnte, wenn er uns auf diese Weise beraubt hätte, die Herrschaft der Perser den Makedoniern zuwenden zu können.

10. Aber wir finden, daß die von dem Verruchten zur Vernichtung bestimmten Juden nichts Übles getan haben, daß sie sich nach sehr gerechten Gesetzen verwalten, da sie Kinder sind des höchsten, größten, lebendigen Gottes, der uns und unsre Vorfahren, unser Reich in der schönsten Verfassung gedeihen ließ.

11. Ihr werdet daher gut tun, euch nicht nach dem von Haman, Sohn des Hamadata, gesandten Schreiben zu richten,

12. Da er selbst, weil er dergleichen verübt, an den Toren Susas samt seiner Familie gehängt worden, indem der allmächtige Gott ihn schnell die verdiente Strafe büßen ließ.

13. Eine Abschrift dieses Briefes aber soll an jedem Orte öffentlich ausgelegt werden, daß man die Juden nach ihren Gesetzen leben lasse und ihnen beistehe.

14. Damit sie die in den Tagen der Trübsal sie Anfallenden abwehren, am dreizehnten Tage des zwölften Monats, des Adar, denn diesen Tag hat der allmächtige Gott statt der Vernichtung des erwählten Geschlechts ihnen zum Freudentag gemacht.

15. Begehet ihr nun neben den bekannten Festen auch diesen Tag mit aller Freude, weil er sowohl jetzt als auch für die Zukunft für uns und die wohlgesinnten Perser ein Tag der Rettung, für die aber, die uns nachstellen, ein Andenken des Unterganges ist.

16. Jede Stadt oder Landschaft im ganzen Reiche, welche nicht demgemäß verfährt, soll mit Feuer und Schwert vernichtet werden; sie soll nicht bloß für Menschen unwegsam, sondern auch für Tiere und Vögel für alle Zeit unbewohnbar bleiben.

17. Dieses Schreiben soll im ganzen Reiche vor jedermanns Augen ausgelegt werden, daß alle Juden bereit seien, an diesem Tage ihre Gegner zu bekämpfen.

J. F.

Sind die Juden nur eine Religionsgemeinschaft?

Von Hillel Zeitlin.

In der ersten Nummer der neuen Warschauer Zeitung „Das Jüdische Wort", die an Stelle des „Warschauer Tageblatts" getreten ist und von orthodoxen deutschen Rabbinern herausgegeben wird, veröffentlichte Rabbiner Dr. Kohn-Ansbach einen programmatischen Aufsatz, in dem er den polnischen Juden zu beweisen sucht, daß sie kein Volk sondern bloß eine Religionsgemeinschaft seien. Auf diesen Aufsatz antwortet Hillel Zeitlin, der bekanntlich zu den originellsten und tiefsten Geistern im Ostjudentum zählt, im Warschauer „Moment" mit folgendem Artikel.

Dr. Kohn sagt: „Was alle Juden in Polen verbindet, ist die Religion und nur die Religion." Gibt es aber nicht viele Juden, die nicht religiös sind? Schadet nicht! Ob mehr religiös oder weniger religiös, solange der Jude sich nicht gänzlich von der Religion losgesagt hat, gehört er zur jüdischen Religionsgemeinschaft.

Daß die jüdische Religion die Juden verbindet, bezweifelt kein Mensch. Daß der jüdische Nationalismus sich auf die Religion stützen muß, ist ebenfalls nicht neu. Dr. Kohn fügt aber das Wörtchen „nur" ein, und dieses Wörtchen beseitigt den ganzen jüdischen Nationalimus: wenn die Juden *nur* durch ihre Religion verbunden sind, so sind sie eine Religionsgemeinschaft und kein Volk.

Verhält es sich aber auch in Wirklichkeit so? Sind die Juden bloß eine Religionsgemeinschaft und kein Volk?

Wollen wir hören, was die Geschichte dazu sagt. Wollen wir hören, was das jüdische Bewußtsein spricht und was die Thora meint.

Die Geschichte zeigt uns, daß keine Menschengemeinschaft ein größeres Anrecht auf die Bezeichnung „Volk" hat als gerade die jüdische Gemeinschaft, denn keine Gemeinschaft hat noch so einmütig und entschlossen für ihre *nationale Selbständigkeit* gekämpft, wie die jüdische. Daß die Juden in der Zeit des ersten und des zweiten Tempels ein Volk gewesen sind, bezweifelt niemand. Die Juden hörten aber auch nach der Zerstörung des zweiten Tempels niemals auf, für ihre *politische Selbständigkeit* zu kämpfen. Jahrhunderte lang nach der Zerstörung des zweiten Tempels machten sie im-

mer neue Versuche, ihr Land von Feindeshand zu befreien. Wenn die Juden bloß eine Religionsgenossenschaft wären, so hätten sie sich doch wirklich damit begnügen können, was man ihnen übrig gelassen hatte: mit der Akademie von Jabneh. Da sie aber für keinen Augenblick aufhörten, ein Volk zu sein, machten sie immer neue Aufstände, bis sie schließlich einsahen, daß sie nichts anderes tun konnten als sich innerlich abschließen, sich zurückhalten, schweigen und auf bessere Zeiten warten. Rabbi Jochanan ben Sackai verlangte allerdings nichts mehr als „Jabneh und seine Weisen"; er tat es aber ganz gewiß nicht, weil er sich damit begnügt hätte, sondern wie es im Talmudtraktate „Gitin" ausdrücklich heißt, weil er w e n i g s t e n s e t w a s retten wollte. Auch die übrigen Juden beruhigten sich durchaus nicht damit, daß sie die Akademie von Jabneh behalten durften. Mit eiserner Kraft kämpften sie gegen den Feind, bis sie schließlich ermüdeten. Aber selbst in ihrer Ermüdung hatten sie ihre Hoffnung niemals aufgegeben und niemals aufgehört a l s e i n V o l k zu existieren.

Und was sagt dazu das jüdische Bewußtsein? In allen jüdischen Büchern, wie in den alten so auch in den neuen bis zu den Zeiten der Assimilation werden die Juden nicht anders bezeichnet und betrachtet als ein V o l k und eine N a t i o n. Die Juden werden in den Büchern nicht anders genannt als: האומה הישראלית — „Israelitisches Volk" oder עם ישראל — „Volk Israel" oder גוי und לאום — „Volk und Nation". Während des ganzen Mittelalters und auch in der Neuzeit war den Juden noch niemals der Gedanke gekommen, daß sie bloß eine Religionsgemeinschaft seien und in nationaler Beziehung zu den anderen Völkern gehören. Nur bei der knechtischen Assimilation der Neuzeit haben einige Juden aufgehört, ihr jüdisches Volkstum anzuerkennen, und angefangen, sich als Franzosen, Engländer usw. mosaischen Glaubens zu fühlen. Aber die große jüdische Masse hat diese spitzfindige Theorie niemals anerkannt und sich immer für ein ganz eigenes Volk gehalten, als welches sie sich auch jetzt betrachtet. Durchaus falsch ist die Meinung, daß die Juden erst dann anfingen, sich als ein besonderen Volk zu betrachten, als in Europa der moderne Nationalismus aufkam. Im Gegenteil! Zu keiner Zeit (die Epoche der Assimilation ausgenommen) hatten sie sich noch als Angehörige anderer Nationen betrachtet; sie hatten sich vielmehr als ein eigenes und von allen anderen Völkern abgesondertes Volk angesehen. Baute denn Rabbi Jehuda ben Halevy den ganzen Begriff des Judentums nicht auf dem Prinzip der Einzigkeit, Abgesondertheit und Eigenartigkeit der Juden als eines e w i g e n V o l k e s auf? Und hat jemand von den großen jüdischen Denkern und Gaonen etwas anderes gedacht? War Abarbanel kein national jüdischer Held?

Und was sagt die Thora dazu?

Nach der Auslegung des Rabbi Nachum-Leib Weingott*) sagt die Thora:

„Die Aufgabe, die das jüdische Volk in der Welt zu erfüllen hat, ist, nicht ein Volk wie die anderen Völker zu sein; nicht durch Spaltnug und Trennung von den anderen Völkern sollt ihr ein Volk sein; im Gegenteil: durch eure guten Taten, durch eure Redlichkeit, durch euer Gottvertrauen, eurem Glauben, durch das „Und wenn du der Stimme deines Gottes folgen wirst", durch das Halten des Bundes mit dem Herrn sollt ihr ein Wegweiser sein für die ganze Menschheit. Und ihr sollt in den Kampf, in dem ihr euch aufopfern müßt, um den Bund mit dem Herrn zu wahren, auch alle anderen Völker hineinziehen."

Und weiter heißt es:

„Nur wenn die ganze Menschheit gemeinsam mit den Juden den Kampf gegen alles Böse, was es in der Welt gibt, aufnehmen wird, werden die Juden ihre Aufgabe erfüllt haben und aufhören, ein besonderes und einziges Volk zu sein.

Die von den ausländischen Predigern vertretene Lehre von der Mission, die die Juden in der Welt zu erfüllen haben, besteht also kurz im Folgenden: Die Juden haben auf der Welt eine besondere Mission zu erfüllen, nämlich, der Menschheit die Ideen des Monotheismus beizubringen. Wenn die Juden der Menschheit diese gute Lehre beigebracht haben werden, haben sie nichts mehr auf der Welt zu schaffen und können ruhig verschwinden.

Selbst wenn wir uns diese Ansicht zu eigen machen, brauchen wir uns gar nicht zu beunruhigen: es wird noch lange dauern, bis die ganze Menschheit im jüdischen Sinne erleuchtet sein wird. Was wird aber Rabbi Nachum-Leib Weingott tun, wenn jemand zu ihm kommt und sagt, daß die Völker der Erde diese Belehrung gar nicht brauchen, daß die Lehre des Monotheismus allen Völkern gut bekannt und daß die Bibel unter ihnen nicht weniger und vielleicht noch mehr verbreitet ist als unter den Juden? Folgt daraus, daß die Juden nichts mehr auf der Welt zu schaffen haben und sich ruhig mit den anderen Völkern vermischen können?

Ist das aber auch wirklich die Ansicht der Thora? Haben die Propheten das gelehrt?

Jeremias lehrte:

Solange die Welt bestehen wird, werden auch die Juden als ein Volk bestehen. Wenn es sich wirklich so verhielte, wie uns die ausländischen Prediger einreden wollen, so brauchte Jeremias gar nicht so weit gehen; er könnte einfach sagen: Die Juden werden so lange existieren, bis sie den Monotheismus über die ganze Welt verbreitet haben werden.

Auch der Ausspruch des Rabbi Nachum Leib: „nicht durch Spaltung und Trennung sollt ihr ein Volk sein usw." ist sehr gewagt. Verhält es sich denn in Wirklichkeit so? Hat uns denn die Thora nicht verschiedene Gesetze gegeben, deren Zweck es ist, das jüdische Volk v o n d e n a n d e r e n V ö l k e r n a b z u s o n d e r n?

Wenn der letzte Sinn der Thora wäre, alle Völker in den Dienst des Herrn hineinzuziehen,

*) Warschauer Prediger und Mitarbeiter im „Jüdischen Wort".

warum heißt es dann: „Du sollst dich mit ihnen nicht verschwägern"? Warum dann der Zorn des Propheten: „Ephraim vermengt sich mit den Völkern, er ist wie ein Kuchen, den niemand umwendet" und der Zorn des Psalmisten: „Sie vermengten sich unter die Völker und lernten ihre Werke"? Wenn es gegolten hätte, die anderen Völker zu bekehren, so wäre es doch viel ratsamer, sich ihnen zu nähern. Wie kann man jemanden zu sich hinüberziehen, wenn man sich von ihm mit allen Kräften absondert?

Die Thora hatte aber gar nicht die Phantasien der ausländischen Prediger in Sinnen; sie wollte ganz ausdrücklich das jüdische Volk absondern, damit es als ein besonderes Volk seine höhere Bestimmung erfülle.

Im nächsten Aufsatz werde ich zeigen, daß der Gedanke von der nationalen Absonderung Hand in Hand mit der Aufrechterhaltung von Liebe und Frieden gegen die anderen Völker (unsere Thora vereinigt diese beiden Ideen in einer höheren Synthese) wie ein roter Faden durch die ganze Thora von „Im Anfang" bis „Vor den Augen des ganzen Israel" geht.

Deutsch von ש"בש'

Erleichterungen für Pessach.

Das Frankfurter Rabbinat hat im „Frankf. Isr. Familienblatt" folgende beachtenswerte Bekanntmachung erlassen: „Wir haben auf Grund eingehender halachischer Erwägungen und Beratungen beschlossen, für dieses Kriegsjahr Reis, Bohnen, Erbsen, Linsen für den Gebrauch am kommenden Pessach als gestattet zu erklären. Nähere Modalitäten, entsprechend der Entscheidung des Gaons Chasam Saufer s. A. bei der rituellen Behandlung der Hülsenfrüchte behalten wir uns vor, später bekannt zu geben. Frankfurt a. M., den 9. Februar 1917. Rabbiner Dr. N. Nobel. Rabbinats-Assessor Jacob S. Posen. Rabbinats-Assessor H. Lipinski."

Worte und Taten.

Von N. Goldmann.

Unter diesem Titel veröffentlicht die Berliner „Jüdische Presse" folgende Betrachtungen:

Es ist eine seltsame Sache mit dem polnischen Antisemitismus: man begegnet täglich neuen Äußerungen desselben durch Maßnahmen, Taten und Handlungen, seitens der polnischen Behörden und polnischen Parteien; man wird aber lange und vergeblich nach irgendwelchem Eingeständnis antisemitischer Bestrebungen seitens polnischer Politiker suchen. Handelt es sich irgendwie darum, ihre Stellungnahme zur Judenfrage darzulegen, so wird man von polnischen Politikern selten etwas anderes als das feierliche Bekenntnis zur unbedingten Gleichberechtigung der Juden vernehmen. Wir wollen darauf nicht eingehen, inwieweit dieser seltsame Widerspruch von Wort und Tat in manch anderen Erscheinungen der polnischen Politik eine Analogie, in verschiedenen Eigentümlichkeiten des polnischen Wesens seine Begründung findet. Tatsache ist, daß dieser Widerspruch von jeher in der Haltung der Polen zur Judenfrage bestanden hat und auch heute noch fortbesteht.

Die letzten Tage haben wieder ein neues Beispiel dieses Widerspruchs gebracht. Auf dem Wege zum katholischen Kongreß in Zürich hat der bekannte polnische Politiker Graf Roniker in einer Unterhaltung mit dem „Diplomaticus"-Mitarbeiter der „B. Z." sich auch zur Judenfrage geäußert. Graf Roniker ist einer der Führer der sogenannten „Aktivisten", jener Partei, die für ein Zusammengehen Polens mit den Zentralmächten eintritt. Dieser Partei gehören vorwiegend die Elemente der linken, demokratischen Gruppen des Polentums an, während die Rechte im wesentlichen sich im Lager der Passivisten befindet. Man dürfte also erwarten, daß gerade die Aktivisten in der Judenfrage sich von wirklich demokratischen Prinzipien leiten lassen und Mut genug haben würden, offen und ehrlich die gegenwärtige unerträgliche Situation des polnischen Judentums zuzugestehen und auf eine Änderung dieser Situation zu dringen. Was Graf Roniker jedoch zur Judenfrage zu sagen hat, besteht in der nochmaligen Wiederholung jener alten liberalen Gleichberechtigungsphraseologie, die immer das Mittel der Polen war, um ihre wahre Gesinnung in der Judenfrage zu verbergen. „In der Judenfrage — erklärte Graf Roniker — nehmen die Aktivisten den Standpunkt der vollen bürgerlichen Gleichberechtigung ein. Sie erwarten von den Juden in Polen, die seit Jahrhunderten in Frieden lebten, bis der russische Störenfried kam und die beiden Elemente im russischen Staatsinteresse gegeneinanderhetzte, daß die Juden dem polnischen Staate Treue entgegenbringen sollen, wofür ihnen der polnische Staat solche Daseinsbedingungen zu schaffen hat, daß sie in der Erfüllung ihrer staatsbürgerlichen Pflichten als Korrelat ihrer vollen bürgerlichen Rechte nicht behindert werden dürfen."

Die Erklärung ist typisch für die polnische Judenpolitik. Sie beginnt mit dem Bekenntnis zur „vollen bürgerlichen Gleichberechtigung". Als Illustration zu dem, was sich die Polen unter der „vollen bürgerlichen Gleichberechtigung" vorstellen, sei hier nur an die Errichtung des jüdischen Handelsghettos in Warschau erinnert, an das Verbot des Eintritts für Juden im Kaftan in den städtischen Lazienkipark, für die Verweigerung der gesetzlichen Kriegsunterstützung an jüdische Reservistenfrauen in Polen, an die willkürliche ungerechte Verteilung der Lebensmittel an die einzelnen Stadtbezirke in Warschau, bei der die jüdischen Viertel weitaus weniger erhalten, als ihnen zukommt, an . . . doch es hieße ganze Spalten füllen, wollte man alle faktischen Illustrationen der „vollen bürgerlichen Gleichberechtigung", wie sie die Polen den Juden gewähren, hier aufzählen. Und man vergesse nicht, daß es sich bei alledem um den Zeitraum von etwa anderthalb Jahren handelt, seitdem die Polen frei schalten können.

Man wird zugeben, daß für diese Frist die Beweise der vollen bürgerlichen Gleichberechtigung,

deren sich die Juden in Polen erfreuen, zahlreich genug sind, um eine genügend deutliche Vorstellung von dem Wesen und der Eigenart dieser seltsamen Gleichberechtigung zu geben. Und gerade im Hinblick auf die Betonung der „Gleichberechtigung" durch Graf Roniker sei daran erinnert, daß die Aktivisten es gerade sind, die in dem, was sich in Polen in den letzten anderthalb Jahren ereignet hat, die führende Rolle gespielt haben und sie somit auch an den erwähnten Beispielen der „vollen Gleichberechtigung" den Hauptanteil der Verantwortung tragen.

Nicht minder interessant und ebenso seltsam anmutend in der Beleuchtung, die sie durch die realen Verhältnisse erfahren, sind die weiteren Erklärungen des Grafen Roniker zur Judenfrage. Er verweist auf den „Frieden, in dem die Juden seit Jahrhunderten in Polen lebten, bis der russische Störenfried kam und die beiden Elemente in russischem Staatsinteresse gegeneinander hetzte". Beide Bemerkungen sind gewiß richtig. Jahrhundertelang haben die polnischen Juden in der Tat in Frieden gelebt, allerdings nur solange, als sie nicht eigene politische Rechte für sich verlangten; und nicht minder richtig ist es auch, daß die russische Regierung im eigenen Interesse Juden und Polen gegeneinander zu hetzen sich bemühte. Aber dennoch wäre es irreführend und würde es eine Entstellung der Tatsachen bedeuten, wollten die Polen die Schuld an der traurigen Lage des polnischen Judentums, wie es nach den Worten des Grafen Roniker den Anschein hat, allein der russischen Regierung zuschieben. In hohem Grade tragen die Polen selbst die Verantwortung an all dem Unrecht, das den Juden in Polen angetan wurde; und was wäre ein besserer Beweis hierfür als die Reihe von Ungerechtigkeiten, die ihnen in der kurzen Spanne Zeit seit dem Wegzug der Russen zugefügt wurden, und die in manchem noch ärger sind als die Grausamkeiten der russischen Regierung.

Unter diesen Umständen muß es auch befremdend wirken daß Graf Roniker es für nötig befindet, mit so starker Betonung auf die Pflichten der polnischen Juden dem polnischen Staat gegenüber hinzuweisen. Diese Pflichten sind von ihnen nie bezweifelt worden, und zu allen Zeiten der polnischen Geschichte haben die Juden ihre Pflichten ihrem polnischen Vaterlande gegenüber treu erfüllt. Aber in der Situation, in der sie sich heute befinden, die trostloser und ärger ist denn je, scheint es uns für jeden polnischen Politiker angebrachter zu sein, in erster Reihe von den Pflichten zu sprechen, die der polnische Staat seinen jüdischen Bürgern gegenüber zu erfüllen hat. Bis heute ist von einer ernsten aufrichtigen Bereitschaft der polnischen Gesellschaft und der polnischen Parteien, diese Pflichten zu erfüllen, wenig zu merken gewesen. Mit Erklärungen und rhetorischen Bekenntnissen zu einer papiernen Gleichberechtigung ist es nicht getan. Darf man erwarten, daß wenigstens die Gruppen, zu deren Führer Graf Roniker zählt, in Zukunft alles tun werden, um die Gleichberechtigung Wirklichkeit werden zu lassen, statt sie, wie bis heute, als Prunkstück für das liberale Europa zu benutzen, dessen man im eigenen Lande nicht zu bedürfen glaubt? Solange nicht die Polen mit dem Prinzip der „vollen bürgerlichen Gleichberechtigung" der Juden Ernst machen, kann man alle Erklärungen ihrer Führer in der Judenfrage, die in Form und Inhalt derjenigen des Grafen Roniker zu gleichen pflegen, nur mit einem starken Mißtrauen aufnehmen, zu der die bisherigen Ereignisse und die gegenwärtigen politischen Verhältnisse uns leider nötigen.

Welt-Echo

Die Hochflut des Antisemitismus. Zu einem unter dieser Überschrift in der „Welt am Montag" erschienenen Aufsatze Gerlachs schreibt der österreichische Reichstagsabgeordnete Dr. Mataja in der klerikalen „Wiener Reichspost":

„Der Herr Gerlach hat recht. Eine Hochflut des Antisemitismus steht nicht nur bevor, sie ist schon da. Herr Gerlach irrt nur darin, daß er diese Hochflut auf eine künstliche Agitation zurückführt. Im Gegenteil. Die Agitation schläft, aber der Antisemitismus lebt in allen Kreisen und Schichten der arbeitenden Bevölkerung ohne Unterschied des Standes ja sogar ohne Unterschied der Parteirichtung. Nicht antisemitisch sind heute höchstens nur mehr die Bankdirektoren, die Kriegsmillionäre und einzelne Politiker. Wünscht aber Herr Gerlach oder sonst jemand die Ursachen dieser starken antisemitischen Strömung zu erfahren, so braucht er sich lediglich an den nächstbesten Passanten auf der Straße zu wenden; es kann ihm jeder die notwendige Auskunft geben".

Die „Welt am Montag" bemerkt hiezu:

Bei Dr. Mataja ist wohl der Wunsch der Vater des Gedankens. Daß z. B. die österreichischen Sozialdemokraten Antisemiten geworden seien, glauben wir bis zum Beweise durch die Wahl nimmermehr. Richtig ist nur, daß die Antisemiten mit allen Mitteln der Demagogie bemüht sind, alle durch den Krieg ausgelösten Stimmungen der Enttäuschung und Erbitteruung auf die Juden als Sündenbock abzulenken. Auf diese Tendenzen werden besonnene Politiker rechtzeitig ihr Augenmerk richten müssen.

Die Kunstsammlung der Berliner jüdischen Gemeinde ist dieser Tage vor einer geladenen Versammlung eröffnet worden. Die nicht bloß vom ausschließlich jüdischen, sondern auch vom allgemeinkulturgeschichtlichen Gesichtspunkte aus wertvolle Sammlung verdankt dem vor einigen

Jahren verstorbenen Dredener Antiquar Albert Wolf ihr Dasein. Mit unermüdlichem Eifer war der kenntnisreiche Mann bemüht, die verschiedenartigsten Gegenstände aufzutreiben, die sich auf das Leben und die Zustände der Juden aller Länder bezogen. Und so ist es ihm auch gelungen, ein ansehnliches jüdisches kulturgeschichtliches Museum zu schaffen. Der weitaus wertvollste Teil ist die Münz- und Medaillensammlung, in der sich Stücke befinden, die weder im Berliner noch im Londoner Museum zu finden sind. Nicht minder bemerkenswert ist die Abteilung für Kulturgegenstände im eigentlichen Sinne, hier finden sich prachtvolle Silberarbeiten, Kunstmalereien italienischer, orientalischer und heimischer Herkunft, die jeder Staatssammlung zum Schmuck gereichen würden. Ein ganz hervorragendes Prunkstück ist ein Vorhang zur Gesetzeslade, der sogenannte Türkenvorhang, ein Geschenk Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen. Auch an Werken der Zierschrift ist kein Mangel. Während diese Gegenstände in schönen Schränken unter Glas eingereiht sind, haben die Wände des Sammlungssaales prächtigen Reihen von Bildnissen hervorragender jüdischer Gelehrter. Die Sammlung ist in dem Bibliotheksbau Oranienburger Str. 29/30 untergebracht.

Heldentod eines Rabbiners. Der „Pester Lloyd“ meldet, daß der als Feldkurat wirkende Oberrabbiner des Fogaraser Komitats, Dr. Adolf Kelemen, an der Südfront den Heldentod fand. Dr. Kelemen, der in 53. Lebensjahre stand, wirkte seit 25 Jahren als Rabbiner in Foraras. Bei Kriegsausbruch meldete er sich freiwillig zur Dienstleistung und wirkte an den verschiedenen Fronten als Feldkurat. Er wurde vor einigen Tagen durch Granatsplitter schwer verwundet und in ein Feldlazarett gebracht, wo er an den erlittenen Verletzungen starb.

Reiseverbot für jüdische Flüchtlinge. Aus Prag berichtet das „N. W. Journ.“: Der Magistrat veröffentlicht auf Grund des Erlasses der Statthalterei für Böhmen eine Kundmachung, wonach die in Prag und in den Vororten wohnenden jüdischen Flüchtlinge aus Galizien und der Bukowina ohne Unterschied, ob sie eine Staatsunterstützung genießen oder nicht, sich, wenn sie die Eisenbahn benutzen wollen, mit einer Reisebewilligung ausweisen müssen. Diese Anordnung erstreckt sich auf alle Bahnhöfe im Umkreise von zwanzig Kilometern von Prag. Die Reisebewilligungen haben der Prager Magistrat und die Bezirkshauptmannschaften auszustellen, soferne die Dringlichkeit der Reise glaubwürdig nachgewiesen und vom Amtsarzt bestätigt wird, daß vom sanitätspolizeilichen Standpunkt kein Hindernis obwaltet und das Reisegepäck nicht sanitätswidrig ist. Analphabeten müssen ihre Photographie mitbringen. Die Reisebewilligung hat eine Gültigkeitsdauer von 8 Tagen. Der Reisende kann trotz Reisebewilligung von der Benutzung der Eisenbahn ausgeschlossen werden, wenn die Eisenbahnorgane das Reisegepäck nicht einwandfrei finden.

Wohltätigkeit und soziale Selbsthilfe. Unter dieser Überschrift veröffentlicht Ratsmann Hirschhorn im „Moment“ einen längeren Aufsatz, in dem er die Warschauer Judenheit auf die schweren Folgen aufmerksam macht, die der Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Amerika und den Mittelmächten für die notleidenden Juden in Polen, die bisher von amerikanischen Hilfsgesellschaften oder von Verwandten in Amerika unterstützt wurden, haben kann. Unter Anführung verschiedener praktischer Vorschläge fordert Hirschhorn die jüdische Gesellschaft und die Wohltätigkeits-Organisationen auf, frühzeitig Vorkehrungen zu treffen, damit bei event. Verschärfung der Beziehungen zwischen Amerika und Deutschland und hiermit verbundenen Erschwerung der Zufuhr von Unterstützungen aus Amerika die hilfsbedürftige jüdische Bevölkerung nicht in äußerste Not gerät.

Die hebräische Zeitung „Hazefirah“ in Warschau, die vorübergehend eingestellt war, hat ihr Erscheinen wieder begonnen, und zwar zunächst als Wochenblatt.

Ein Synagogenbrand. Die „Frkf. Ztg.“ meldet: In der jüdischen Hauptsynagoge von Petersburg brach in der Nacht zum 10. ds. ein Brand aus, der auf einen an die Synagoge angebauten Beetsaal übergriff, in dem nicht weniger als 500 Thorarollen aufbewahrt wurden. Außer den Heiligen Schriften, die der Petersburger Synagoge gehören, waren hier nämlich die aus Polen, Litauen und Kurland bei der gewaltsamen Aussiedlung der Juden mitgeführten Thorarollen beisammen, die von der „Jüdischen Historischen und Ethnographischen Gesellschaft“ gesammelt und zum Schutze in Petersburg deponiert worden waren. Einige dieser Pergament-Handschriften waren mehrere hundert Jahre alt. Das Feuer hatte mehr als 200 dieser Thorarollen vollständig zerstört, ebenso viele wurden stark beschädigt und nur etwa 40 Rollen blieben unversehrt. Die Reste der zerstörten Thorarollen wurden sorgfältig gesammelt und sollen, wie die Petersburger Blätter mitteilen, auf einem jüdischen Friedhof beigesetzt werden. Der Wert der zerstörten Handschriften wird auf nahezu eine Million Rubel geschätzt.

Vom hebräischen Gymnasium in Jaffa. Vor Kriegsausbruch zählte das Gymnasium 780 Schüler und Externe, von denen mehr als die Hälfte aus Rußland waren. In den Sommerferien 1914 reisten über 100 Schüler nach Rußland, um ihre Etern zu besuchen. Diese Schüler sind selbstverständlich nicht mehr nach Palästina zurückgekehrt. Aber auch von den in Palästina zurückgebliebenen ausländischen Schülern konnten allmählich etwa 150 zu ihren Angehörigen zurückkehren. Immerhin verblieben in Jaffa mehr als 150 Schüler deren Eltern in der Kriegszone wohnen. Für diese Kinder mußte nun das Gymnasium sorgen, was in finanzieller Hinsicht sehr schwierig war, da mit den Eltern zumeist keine Verbindung unterhalten werden konnte und von ihnen recht spärliche Beträge für den Unterhalt ihrer Kinder kamen. Noch jetzt bildet diese Frage für die Direktion des Gymnasiums die schwierigste Aufgabe und sie rechnet dabei auf tätige Hilfe aller Freunde dieser Anstalt.

Gegenwärtig zählt das Gymnasium ca. 500 Schüler, von diesen befinden sich augenblicklich 60 im Heeresdienst. Sie werden zur Zeit in Offiziersschulen ausgebildet. In diesem Schuljahr ist eine Anzahl Jerusalemer Schüler aufgenommen worden, da das dortige Gymnasium zur Zeit geschlossen ist.

Das Jaffaer Gymnasium gibt 76 Schülern vollen Unterhalt und 63 Schülern eine monatliche Subvention von durchschnittlich je 2 türkischen Pfunden.

Nach Eintritt der Türkei in den Weltkrieg haben einige Lehrer Palästina verlassen müssen. In letzter Zeit sind einige Lehrer zum Militärdienst einberufen worden. Trotzdem gelang es, den Unterricht in sämtlichen Klassen aufrecht zu erhalten. Für die fehlenden Lehrer konnten Ersatzkräfte gefunden werden.

Fast jeden Sabbath findet ein Vortrag vor den Schülern der oberen Klassen statt. Ab und zu werden auch literarische und musikalische Abende veranstaltet. So veranstalteten die Schüler einen Abend zu Gunsten ihrer Kameraden im Heere. In den letzten Tagen wurde in der Aula des Gymnasiums eine Gedächtnisfeier für S. Frug veranstaltet, bei der die Herren M. Kahan und J. Steinberg Ansprachen hielten.

Diese stille, ernste Zeit wird von den Lehrern dazu benutzt, hebräische Lehrbücher zu verfassen. Einige sind bereits erschienen, einige andere befinden sich noch im Druck.

Im dritten Kriegsjahr hat sich die finanzielle Lage des Gymnasiums sehr verschlimmert. Bei aller nur erdenklichen Einschränkung wird die Anstalt in diesem Jahre zur Erhaltung der 139 ausländischen Schüler sowie für das eigentliche Budget ca. 290 000 Frs. brauchen. Vorläufig kann man mit Sicherheit nur auf rund 110 000 Frs. an Bewilligungen und voraussichtlichen Einnahmen rechnen. Hoffentlich werden die treuen Freunde dieser Anstalt es an schleuniger Hilfe nicht fehlen lassen.

Die Londoner Polizei gegen die russischen Juden. Die Londoner Polizei hat die auf den 13. III. festgesetzte Abhaltung einer allgemeinen Straßensammlung zu Gunsten des Unterstützungsfonds für russische Juden verboten. (M. N. N.)

Literarisches Echo

Das jüdische Prag. Eine Sammelschrift, herausgegeben von der Redaktion der „Selbstwehr", Prag. K. 2.80.

Das vornehm ausgestattete Heft in großem Format enthält eine Menge interessanten Materials. Die Schrift will die Leistungen des modernen jüdischen Prag auf literarischem und künstlerischem Gebiete zeigen und berührt die glorreiche Vergangenheit der Prager Judenschaft nur in zweiter Linie. Schon aus der Mitarbeiterliste ist zu ersehen, welch große geistige Kräfte dem heutigen jüdischen Prag innewohnen: die Dichter Max Brod, Franz Werfel, Hugo Salus, Oskar Wiener, Friedrich Adler, Oskar Baum, Franz Kafka, Auguste Hauschner; der Gelehrte Prof. Jerusalem-Wien; die Künstler Max Oppenheimer und Eugen von Kahler, von denen gar mancher zu den Zierden der deutschen Literatur gehört, sind lauter Prager Juden. Außer von diesen enthält die Schrift Beiträge von Martin Buber, Alfons Paquet, Engelbert Pernerstorfer, Hermann Bahr u. a. m. Reproduktionen nach Zeichnungen Strucks, Liliens, Feigls und anderer Künstler sowie nach alten interessanten Stichen und Drucken verleihen dem Buch einen besonderen Reiz. Außerordentlich interessant sind die das Buch beschließenden Aufsätze zur Geschichte des alten jüdischen Prag. Es wäre sehr zu wünschen, daß die diesem gelungenen Werke zugrundeliegende Idee auch in anderen jüdischen Zentren aufgenommen wird, und daß wir ähnliche Monographien aus andern Städten zu sehen bekommen.

Wilnaer Sammelbuch. Wilna 1916 (Jidisch).

Auch dieses Buch ist das Dokument einer jüdischen Gemeinde, doch in einem ganz anderen Sinne. Das von Dr. med. Z. Schabad zugunsten der Wilnaer Kinderheime herausgegebene, 270 Seiten starke Buch handelt nur von dem, was von den Wilnaer Juden in den beiden Kriegsjahren auf dem Gebiete der öffentlichen Wohlfahrtseinrichtungen geschaffen worden ist. Und das ist fürwahr erstaunlich! Das Buch besteht zum größten Teil aus sachlichen, trefflich orientierenden Berichten über Kinderheime, Kinderküchen, Kinderspielplätze, Bibliotheken, Schulen, Volksuniversitäten, Waisenhäuser, technische Schulen, Volksküchen, Arbeiterküchen, „billige Küchen" und Wohltätigkeitsvereine verschiedenster Art.

Geradezu rührend ist das Kapitel, das von Volksuniversitäten handelt, die in Wilna trotz der großen materiellen Not der Einwohner bestehen und sich eines guten Besuchs erfreuen. Man denke sich nur: es werden Kurse in jidischer und hebräischer Sprache abgehalten über Biologie, Physik, Chemie, Geschichte, Literatur und viele andere Fächer. Es ist aber zu bemerken, daß alle diese Wohltätigkeits- und Kultureinrichtungen fast ausschließlich von den untersten Schichten der Bevölkerung, unter Leitung einiger Intellektuellen (der Ärzte Schabad und Wigodskij und des Rechtsanwalts Rosenbaum) aufrechterhalten werden. Auf Seite 112 des „Sammelbuches" heißt es nämlich: „Nach dem Falle von Kowno sind aus Wilna (um nicht von den Russen gewaltsam evakuiert zu werden. D. Red.) fast alle reichen Leute, fast der ganze Mittelstand und die gebildeten Schichten entflohen; ebenso fast alle Leute, die an der Spitze jüdischer Institutionen standen, das ganze Präsidium und die Hälfte der Mitglieder des jüdischen Hilfskomitees, alle jüdischen Stadtverordneten und die meisten Rabbiner." Die Zurückgebliebenen zeigten aber ein ergreifendes Beispiel sozialer Selbsthilfe und Organisationsbegabung. Besonders lehrreich sind die Aufsätze über die Sterblichkeit unter den Wilnaer Juden (von Dr. Schabad), über die Psychopathologie der litauischen Juden (von Nervenarzt Dr. Wirschubskij) und über die Wilnaer Schulen (von M. Schalitt). Außer den Aufsätzen, die von Wohlfahrtspflege usw. handeln, enthält das Sammelbuch zwei sehr hübsche Aufsätze über Perez und Scholem-Alejchem (von Sch. Zitron).

Dreibuch. Jüdische Geschichten. Jüd. Verlag, Berlin 1916.

Unter diesem (m. E. nicht ganz glücklich gewähltem Titel: wer wird nicht an ein Gegenstück zum Fünfbuch denken?) gibt der Verlag die bei ihm schon früher erschienenen Geschichtenbücher von Perez, Scholem-Alejchem und Gorelik in einem gemeinsamen Gewande heraus. Die drei Einzelbände, die die Novellen in der musterhaften Verdeutschung Mathias Aschers enthalten, sind ja hinlänglich bekannt: ich finde nur, daß Gorelik neben den beiden andern Dichtern ziemlich abfällt. Neu an dem Buche ist aber die herrliche Vorrede von Max Brod, betitelt: „Wie soll man diese Geschichten lesen?", aus der wir folgende Sätze zitieren:

„Europa soll von den Ostjuden lernen. Nicht als Pradox spreche ich es aus, weil alle Welt heute das Umgekehrte sagt, sondern vom Gefühl der Unzulänglichkeit dieser unserer Europawelt erschüttert und von der Erkenntnis, daß jene andere Ordnung der Dinge in wesentlichen Punkten

dem absolut Menschlichen näherkommt als unsere ganze Zivilisation." —

„Die ostjüdische Gemeinschaft als ein ernsthafter Versuch, das ganze gemeinsame, nicht bloß individuelle, ausnahmemäßige Leben auf Geistigkeit aufzubauen, diese echte Demokratie, die nur seelischen Rang schätzt, sollte exemplarische Bedeutung für die Neueinrichtung der menschlichen Kultur nach dem Kriege bekommen." —

„Als eine Botschaft des allewigen, unbeirrbaren Geistes an die gesamte Menschheit, zu ihrer Belehrung und Gesundung — so soll man diese Novellen lesen! Das Gute, von dem sie künden, möge auch bei anderen Völkern Frucht tragen, und das Mangelhafte, das sie nicht verhüllen, auch in ihrem eigenen Milieu behoben werden."

Es ist nur zu wünschen, daß die so warm geschriebene Empfehlung Brods dem Buche zu einem Erfolge verhilft, den es wahrlich verdient.

„Neue Jüdische Monatshefte". Das soeben erschienene Heft 9 hat folgenden Inhalt: Dr. Goldmann, Judentum und Judenheit. Dr. Adolf Friedemann, Politisierung des deutschen Judentums. *** Die Lodzer Stadtratswahlen. Arno Nadel, Adam, ein Drama. Prof. Dr. Cohen, Betrachtungen über Schmollers Begriff. Dr. Oppenheimer, Soziologische Tagebuchblätter.

Deutsch von ש״בש.

Feuilleton

„Haknossas Kallo".[1])

Von J. L. Perez.

Aus dem demnächst bei R. Löwit in Wien erscheinenden Band: „Chassidische Geschichten" von J. L. Perez, Deutsch von Alexander Eliasberg.

Reb Ojser Hoffenstand ist, unberufen, ein reicher Mann, vielleicht sogar Millionär. Auf dieser Welt hat er schon was zu sagen; und auf jener Welt — erst recht!

Er sitzt gerade beim Mittagessen.

Der Tisch ist reich gedeckt. Die Mahlzeit beginnt mit Hering, Sardellen und Sardinen...

Silber — wie Holz! Silber funkelt auf dem Tisch und in der offenen Kredenz. An den Wänden hängen an die zehn silberne Platten, die in der Kredenz keinen Platz mehr fanden. Oben auf dem Schrank steht eine große silberne Chanuka-Lampe mit getriebenen Blumenröhren; rechts und links von ihr halten zwei riesengroße Sabbatleuchter Wache.

Reb Ojser selbst ist ein kleines, hageres Männchen und verschwindet ganz im großen, mit rotem Samt überzogenen Großvaterstuhl. Seine grünsamtene Mütze von einer eigentümlichen spitzen, hohen und steifen Form reicht kaum über die Stuhllehne; die Form ist seine eigene Erfindung! Mit dieser Mütze wird er in der chassidischen Überlieferung von Mund zu Mund ewig weiterleben.

Er wird im Paradiese bereits beim Studium der Mischna angelangt sein (beginnen wir ja mit dem Buchstabieren), und seine Enkel werden (so hofft er) noch immer die Ojser-Mütze tragen.

[1]) Wörtlich: „Verheiratung der Braut"; die Pflicht, einem armen Mädchen die Heirat zu ermöglichen, indem man ihr Mitgift und Aussteuer stiftet.

Er ißt schweigend, mit ernstem Gesicht, gerunzelter Stirne, ohne jemand der Tischgenossen anzublicken.

Der lange Tisch ist gut besetzt. Rechts sitzt eine Reihe Weiber: sein Weib, zwei Töchter, eine Schwiegertochter und drei Enkeltöchter. Links — die Männer: zwei Söhne, ein Schwiegersohn und drei kleine Enkel.

Sein Weib trägt ein gesticktes Haarband unter einer tiefen Haube mit breiten feuerroten Bändern. Die Töchter tragen Scheitel, die Schwiegertochter ist bereits bei einer Perrücke aus gekreppten Haaren angelangt.

Die Mädchen dürfen sich ihre Haar nicht verunstalten. Ihre Haare flattern frei über den schmalen Stirnen, bis die Zeit kommt, wo man sie ihnen abrasiert. Wer weiß . . .

Noch vor einigen Jahren saß am oberen Tischende Reb Ojsers Mutter: eine Frau mit einem Stirntuch, einer Haube, langen Ohrringen und einem Brusttuch. Nun ist sie schon auf der wahren Welt.

Auch die Männer tragen sich verschieden. Reb Ojser selbst hat seinen chassidischen „Zylinderhut" auf; der Sohn — ein spitzes und die Schwiegersöhne flache und kantige Käppchen. Die Enkel tragen bereits Mützen, die Reb Ojser manchmal mit einem unzufriedenen Blicke streift: der Hutmacher hat die Form verunstaltet und die Mützen nicht hoch genug gemacht!

Vor acht Tagen saß am gleichen Tisch noch ein Melamed in einem gesteppten Kaftan; nun hat er einen Rabbinerposten in einer kleinen Stadt bekommen. Also muß Reb Ojser erst zum Rebben fahren, um sich nach einem neuen Melamed umzusehen. Den ersten besten läßt er doch nicht zu sich ins Haus!

„Die neuen Zeiten . . ." denkt er seufzend.

Er sieht, wie die Zeit jeden Augenblick einen neuen Stein von der Mauer herunterreißt, die er so kunstvoll als Schutzwehr gegen die große ketzerische Welt errichtet hat, zu der er nach seinem Vermögen eigentlich gehört. Die neue Zeit sickert wie Wasser in seine Arche hinein, in die er sich vor der „deutschen Sintflut"[2]) hat retten wollen, so daß keiner von seiner Familie sich auch nur einen Fuß benetze! Doch es geht nicht!

Eine Enkeltochter, die eben erst etwas lesen und schreiben gelernt hat, wurde neulich beim Lesen eines Romans ertappt. Eine Schwiegertochter hat sie beim Großvater angezeigt. Es versteht sich, daß in einem Roman nichts Gutes steht!

In einen Enkelsohn war plötzlich der Teufel gefahren: er wollte unbedingt in eine städtische Schule eintreten. Nichts half: weder Zureden noch Bitten, weder Ohnmachtanfälle, noch Schläge. Schließlich mußte man ihm eine goldene Uhr schenken, um ihn von seinem Wunsche abzubringen.

Reb Ojser zieht die Brauen noch stärker zusammen. Er sieht mit seinen alten Augen, die schon so viel geweint und so viel Psalmen gelesen, so viel Geld gezählt und so viel vom Leben gesehen haben, daß die Zeit kein Erbarmen kennt und all das Alte, Verschimmelte, Heilige nach und nach auslöscht.

* * *

Die Türe geht auf.

Es erscheint ein alter, gebückter Jude, mit weißem, zerzaustem Bart, dessen Haare sich mit den

[2]) Deutsch — so viel wie europäisch, nichtjüdisch.

ausgefranzten Fäden des abgetragenen Kaftans vermengen. Ein bleiches Gesicht schaut unter der zerrissenen Mütze hervor.
Es ist der Dalles selbst.
„Friede sei mit dir, Mendel!" begrüßt ihn der Millionär.
„Auch mit dir sei Friede!" antwortet Mendel-Dalles.
Er kommt zum Tisch. Der Hausherr umwickelt sich die Rechte mit einer Serviette und reicht sie dem Gast.
Dasselbe tun die Schwiegersöhne und die Enkel. Nur einer von den Enkeln verzieht dabei den Mund.
Hätte man ihm zu der goldenen Uhr auch noch ein Anhängsel gekauft, so hätte er den Mund vielleicht nicht verzogen.
Mendel bemerkt es aber nicht. Er lächelt:
„Du hast etwas zu viel Weiber an deinem Tische sitzen, Ojser!"
„Es sind ja lauter eigene!" antwortet Ojser sehr ernst und seufzt.
In der Tiefe seiner Seele hat er eigentlich Zweifel, ob auch die Schwiegertochter zu den eigenen gehört.
„Weißt du was, Ojser?" sagt Mendel weiter. „Ich will einen Schluck Branntwein nehmen."
„Gut!"
„Kinder, macht mir Platz!"
Und Mendel-Dalles zwängt sich zwischen zwei Enkelsöhnen an den Tisch heran und nimmt einen Schluck Branntwein.
„Und etwas dazu?" wendet er sich an die Hausfrau und blickt sie mit seinen feuchten Augen an.
Reb Ojser wirft einen zornigen Blick der ganzen Reihe Weiber zu: wissen sie denn nicht selbst, daß man zum Branntwein etwas beißen muß?!
Die Hausfrau versteht wohl den Blick, hat aber keine Lust, aufzustehen.
„Nehmt ein Stück Hühnerbrust!"
„Fällt mir nicht ein!" antwortet Mendel. „Dazu werde ich mir erst die Hände waschen, wie es sich gehört! Vorläufig will ich ein Stück Honigkuchen; ich habe Anrecht auf Honigkuchen!"
„Sag einmal, Sore," wendet er sich an die Hausfrau, „hast du inzwischen nicht wieder eine Tochter verheiratet?"
Eines der Mädchen verzieht das Gesicht und bringt von der Kredenz ein Stück Honigkuchen.
Mendel-Dalles trinkt zum Wohl und ißt dazu Honigkuchen.
„Jetzt werde ich mich waschen."
Er sieht sich um, entdeckt das Waschgeschirr und wäscht sich die Hände.
Eine Dienstmagd trägt eine dampfende Schüssel herein.
Reb Ojser wirft seinem Weib einen bösen Blick zu .
„Trag die Schüssel vorläufig zurück!" sagt die Frau zur Dienstmagd. „Es ist ja ein Gast gekommen."
Die Dienstmagd sieht den Gast etwas spöttisch an und geht fort.

* * *

Nach dem Essen und Bentschen verjagt Mendel mit dem beißenden Rauch seiner Pfeife alle Weiber aus dem Zimmer. Er lächelt zufrieden, sieht sich um und findet endlich das, was er sucht: ein Sofa. Der Kopf ist ihm etwas schwer; auch hat er schon lange keinen so schweren Magen gehabt. Er erhebt sich mühsam vom Stuhl, geht wankend zum Sofa und streckt sich darauf aus.
Reb Ojser fragt:
„Willst du etwas schlafen?"
„Ja, und später will ich mit dir reden." Er gähnt und sagt: „Ich bleibe bei dir, so Gott will, einige Tage."
„Gut. Jetzt schlafe," sagt Reb Ojser, das Zimmer verlassend. Die übrigen Familienmitglieder folgen ihm.

* * *

Reb Ojser kommt nach einigen Stunden wieder ins Eßzimmer. Mendel liegt bereits mit offenen Augen da.
„Nun, wie geht's, Mendel?" fragt er ihn und setzt sich ihm zu Häupten auf einen Stuhl.
„So—so!" antwortet Mendel. „Kann ich nicht ein Glas Tee haben?"
Reb Ojser klingelt und bestellt bei seiner Frau, die sich in der Türe zeigt, den Samowar.
„Was bist du eigentlich hergekommen?" fragt Reb Ojser.
„Du willst wissen, was ich hergekommen bin?" wiederholt Mendel die Frage. „Ich verheirate ein Kind!"
„Deinen Schmerl?"
„Nein, ich habe noch eine ältere Tochter."
„So?"
„Gewiß . . ."
„Und nun?"
„Nun brauche ich natürlich . . . die Mitgift . . ."
„Von mir kannst du gleich fünfundzwanzig Rubel haben!"
Mendel setzt sich auf.
„Sollst dich schämen!"
„Wieviel willst du denn?"
„Wieviel ich will? Ich will fünfhundert Rubel."
„Fünfhundert Rubel?" wundert sich der Millionär. —
„So habe ich es versprochen."
„Nun? Und wenn du es schon versprochen hast?"
„Narr! Das hatte ich mir ja auch gedacht, als ich es versprach. Nun geschieht aber ein Unglück. Hör nur, was einem passieren kann. Meine Tochter wurde . . . etwas unwohl . . . Es war überhaupt nicht der Rede wert . . . Kennst du aber den Motje-Schezgez? Als wir beide neulich bei einer Streitigkeit Schiedsrichter waren, gerieten wir selbst in Streit . . . Also setzt er sich hin und schreibt einen Brief an den Mechutten[3]) . . ."
„Was sagst du?" fragt Reb Ojser und verzieht das Gesicht.
„Das, was du hörst!"
„So ein Sünder in Israel!"
„Ich fahre ja auch deswegen zum Rebben... Er wird schon seine Strafe haben... Doch was geschehen, ist geschehen... Und weißt du, was er, ausgelöscht sei sein Name, geschrieben hat? Daß sie die Fallsucht hat, hat er geschrieben! Mir kannst du ja glauben: sie hat bisher nur einen Anfall gehabt; höchstens — zwei, mehr nicht, mein Ehrenwort!"
Mendel macht eine Pause und zieht an seiner kalten Pfeife.
„Hier hast du eine Zigarre!" sagt der Hausherr.
Mendel nimmt die Zigarre, steckt sie an und fährt fort:
„Und jetzt, verstehst du, sagt der Mechutten, daß ich das ganze Geld einzahlen soll."
„Diese Frechheit!" schimpft der Millionär.
„Gewiß! Der Hund will natürlich die Verlobung auflösen, ohne mir Abstandsgeld zu geben!"

[3]) Mechutten — Brautvater und im weiteren Sinne jeder nähere Verwandte der Braut.

„Gar nicht so dumm!" scherzt Reb Ojser.

„Ich höre auf ihn wie auf die Katz'! Doch ich muß ihm sein unsauberes Maul verstopfen. Also brauche ich die ganzen fünfhundert Rubel."

„Und warum muß **ich** alles hergeben?"

„Außerdem," fährt Mendel fort, „brauche ich etwas für die Hochzeit, wie es schon einmal der Brauch ist... Hochzeitskleider habe ich schon."

„Und alles muß **ich** geben?" fragt Reb Ojser, etwas unzufrieden. „Warum gehst du nicht auch zu Berl, zu Chajim?"

Mendel Dalles gerät in Zorn:

„Ich bitte dich, was willst du von mir? Habe ich denn die Kraft, in euren steinernen Gassen herumzulaufen und eure steinernen Treppen zu steigen? Ich soll in meinen alten Tagen vor fremden Türen warten?"

Er steht auf und spricht wutschäumend weiter:

„Menschen wohnen in Gassen, die lang sind wie der Goles... Es gibt mehr Treppen als Häuser... Ich habe Asthma und soll herumlaufen? Lauf du herum! Oder gib mir das Geld, ohne herumzulaufen. Wo du es hernimmst, ist mir gleich... Als **ich** Geld hatte, gab ich davon!"

Reb Ojser schweigt, und Mendel setzt sich wieder aufs Sofa.

„Und wo bleibt der Tee?" fragt er ungeduldig.

Reb Ojser klingelt wieder, und aus dem nächsten Zimmer antwortet seine Frau, daß der Tee bald fertig wird.

Mendel gähnt wieder.

„Willst du denn wirklich, daß ich das ganze Geld hergebe?" sagt Reb Ojser. „Du mußt doch jüdisches Erbarmen mit mir haben!"

„Gott behüte!" erwidert Mendel. „Nimm das Geld, wo du willst! Ich kann aber nicht sammeln gehen. Ich kann einfach nicht!"

„Was kann ich dafür?"

„Hör einmal, Ojser! Ich brauche fünfhundert Rubel für die Mitgift und fünfzig Rubel für die Hochzeit; einige Hchzeitskleider habe ich schon, wie gesagt. Und was den Rest angeht, so werde ich ihm schon was pfeifen, dem alten Terach![4])... Im ganzen also fünfhundertfünfzig Rubel... Davon darf aber kein Dreier fehlen!"

Reb Ojser nickt mit dem Kopf. Er ist beinahe einverstanden. Aber . . .

Mendel läßt ihn nicht zu Worte kommen.

„Und von dieser Summe habe ich das!"

Er holt aus dem Busen einen zerfetzten leinenen Beutel und wirft ihn Reb Ojser auf den Schoß.

„Zähle einmal nach!" sagt er zu ihm.

Reb Ojser nimmt den Beutel, holt einen Pack zerknüllter Banknoten heraus und zählt. Es sind hundertvierundsechzig Rubel.

„Ich habe mein Häuschen verkauft," erklärt ihm Mendel, „daher habe ich das Geld!"

Ojser legt das Geld wieder in den Beutel und will ihn Mendel zurückgeben.

„Nein," sagt Mendel, „ich habe geschwollene Füße . . . Herumgehen will ich nicht . . . Behalte das Geld bei dir . . . Ich habe also bei dir fünfhundertfünfzig Rubel! Ich lasse dir Zeit. Ich bleibe ja einige Tage hier, also hast du genug Zeit! Ich will bei dir etwas ausruhen und mich satt essen. Wenn ich verreise, wirst du mir eine Quittung geben, daß ich bei dir fünfhundert Rubel hinterlegt habe. Fünfzig Rubel für die Hochzeit und fünf Rubel für die Reise nach Ger[5]) wirst du mir in bar geben. Du kannst das Geld nehmen, bei wem du willst. Das geht mich nichts an ."

„Gut," brummt Reb Ojser.

„In Ger werde ich bleiben," fährt Mendel fort.. „Und wenn ich später einmal Lust habe, komme ich zu dir für einige Wochen."

Reb Ojser brummt wieder.

„Schlafen werde ich," sagt Mendel, „wenn ich komme, hier auf diesem Sofa . . . Ein ausgezeichnetes Sofa!"

[4]) Terach — Abrahams Vater; der Name wird oft als Schimpfwprt gebraucht.

[5]) Ger (Gora Kalvaria) bei Warschau — Sitz eines berühmten Zaddiks.

Ostjüdische Volkslieder, Sprichwörter und Redensarten über den Purim.

Gut Purim, gut Purim, meine liebe Leut!
Wißt ihr, wos der Purim bedeut'?
Der Purim bedeut' Kreplach zu essen
Un on mir nit zu vergessen!
„Ach Adojni König, getreuer König,
Ich kum beten un reden,
As du sollst mich vun die Jiden obschejden!"
— „Ach Adojni König, getreuer König,
Ich kumm reden und beten,
As du sollst mich vun Homon-ha-Roscho retten!"

* * *

Haint is Purim, morgen is aus, —
Git mir a Groschen un warft mich araus!

* * *

As men hot auf Purim Jissurim,[1]) ist auf Pessach chojschech.[2])

(Wer zu Purim nichts hat, wird zu Pessach erst recht nichts haben.)

As es kummt Purim, vergeßt men on alle Jissurim.

Wenn alle Tog soll sein der Nejss[3]) vun Purim, wos wollten Jiden gehat zu sorgen mit sejere Techter?

(Die Töchter würden, wie einst Esther, in den königlichen Harem kommen.)

Nit alle Purim trefft sich a Nejss.

Purim is kein Jojm-tojw, Kadoches[4]) is kein Kränk.

Purim senen alle Schikojrim[5]) nichtern.

Purim-Koton meg men sich onschikojrn, ober Jojm-Kipur-Koton darf men nit fasten.[6])

Es i snit asoj me'ahawas[7]) Mordchaj, wie me's-sinas[8]) Homon.

(Es geschieht weniger aus Liebe zum Freund, wie aus Haß gegen den Feind.)
Es dauert vun Esther-Taanis[9]) bis Purim.
(Von einem nachlässig genähten Kleide.)
Alle Jomin-Tojwin weren botel[10]) weren, nor Purim wet bleiben .
A ganz Jahr schikojr un Purim nichtern.
(Von einem Menschen, der alles verkehrt tut.)

[1]) Leiden. [2]) Finsternis. [3]) Wunder. [4]) Fieber. [5]) Trinker. [6]) Purim-Koton — heißt der 14. Tag im 1. Adar in einem Schaltjahre, wenn es zwei Adars gibt und Purim im 2. Adar gefeiert wird. Jojm-Kipur-Koton — Tag vor der Neumondweihe. [7]) Liebe. [8]) Haß. [9]) Fasten am Vorabend des Purim. [10]) abgeschafft.

Purimscherze.

Wie kommt es, daß zwei so ganz entgegengesetzte Tage, wie Purim und der Versöhnungstag, gleiche Namen haben. (Purim heißt פורים, der Versöhnungstag heißt: יום כפורים, was auch: „ein Tag, wie Purim" übersetzt werden kann.)

Sie haben beide das Gemeinsame, daß die Menschen sich an ihnen verstellen. Am Purim verstellen sich die Juden als Gojim (sie ziehen, zur Maskerade, Bauernkleider an), am Versöhnungstag verstellen sich Gojim (Bezeichnung für unfromme Juden) als Juden, indem sie in die Synagoge gehen und sich fromm stellen.

* * *

Um den Rabbiner, gegen den er etwas auf dem Herzen hatte, zu ärgern, schickte ihm ein Mann aus der Gemeinde zu Purim als „Schlachmonus" (Purimgeschenk) eine Torte, der er die Form eines Hundes gegeben hatte. Der Rabbiner merkte die böse Absicht und sagte bei der nächsten Gelegenheit zu dem Spender: „In dem Verse, aus dem der Gebrauch der Purimgeschenke hergeleitet wird, ist mir stets ein Wort als überflüssig erschienen. Es heißt dort nämlich: umischlauachmonaus ischlereechu (und daß jeder seinem Nächsten Geschenke schicke). Das Wörtchen „isch" (jeder) ist eigentlich überflüssig, da es genügt hätte zu sagen umischlauach monauslereehu (und daß man seinem Nächsten Geschenke schicke). Ihr Geschenk hat mir aber gezeigt, daß in unserer Thora kein einziges Wort überflüssig ist, und daß auch das Wort „isch" seine Bedeutung hat: es soll wahrscheinlich heißen: umischlauach monaus (und man schicke Geschenke) „isch" (was einer ist) lereehu (seinem Nächsten)."

(Aus „Rabbinischer Humor" von Dr. P. J. Kohn, Verlag von Louis Lamm, Berlin 1915).

Gemeinden- u. Vereins-Echo

Personalien.

Herr Oberkantor Kirschner in München hat soeben seinen 60. Geburtstag gefeiert.

Das Fest der silbernen Hochzeit feiern am 4. März der Inhaber der Orientalischen Tabak- und

Zigarettenfabrik „St. Paul", Paul Koronczyk mit Frau Helene, geb. Kornberg.

Das Eiserne Kreuz I. Klasse wurde verliehen: dem kgl. bayer. Geheimen Rat Professor Dr. Frhr. v. Wassermann in Berlin, Sohn des kgl. Hofbankiers Angelo v. Wassermann in Bamberg, dem kgl. Stabsarzt der Reserve Max Senator in Berlin, dem kgl. bayer. Pionierleutnant Martin Liebermann, dem k. b. Feldwebelleutnant Hans Ruppel in e. Inf.-Regt., dem kgl. bayer. Leutnant der Res. Paul Rosenbusch in e. Res.-Feldart.-Regt., Sohn des Kommerzienrates Alfons Rosenbusch in Augsburg, dem, inzwischen gefallenen, kgl. bayer. Hauptmann der Res. Dr. Georg Meyer in Berlin, Sohn des Landrabbiners Dr. Meyer in Hannover, kgl. Leutnant Ernst Sondheimer in Darmstadt, kgl. Leutnant Dr. Julius Marienthal in Bochum, kgl. Leutnant Dr. Alfred Wachtel in Gotha und Kanonier Max Aronson aus Berlin in e. Garde-Feldart.-Reg.

Dem kgl. Hauptlehrer, Katechet und Chordirigenten Heinrich Frei in München wurde das kgl. bayer. Luitpoldkreuz verliehen.

Der kgl. Postsekretär Wilhelm Wolf wurde zum kgl. bayer. Postverwalter in Landau Pf. befördert.

Die kgl. Amtsrichter Dr. Artur Freundlich in Augsburg und Hugo Ehrenberger in Nürnberg wurden zu kgl. bayer. Oberamtsrichtern befördert.

Der kgl. bayer. Bezirksarzt Medizinalrat Dr. Moriz Kühn in Kaiserslautern wurde zum ord. Mitglied des Kreismedizinalausschusses für die Pfalz ernannt.

Der Bankier Julius Wassermann in Bamberg wurde zum kgl. bayer. Hofbankier ernannt.

Zu kgl. bayer. Rittmeistern der Reserve wurden befördert die kgl. Oberleutnants Dr. Emil Landecker in München und Ernst Mezger von der Feldartillerie.

Zu kgl. bayer. Leutnants der Reserve wurden ernannt die Vizefeldwebel Eugen Michaelis in e. Inf.-Regt., Bernhard Salm in e. Inf.-Regt., Hans Goldmann in e. Res.-Kav.-Abt., Gustav Rosenthal in e. Feld-Art.-Regt., Ferd. Fröhlich in e. L.-Feld-Art.-Regt., Ernst Levy in e. Feldart.-Batt., Heinrich Bayersdörfer in e. Fußart.-Regt., Artur Kleemann in e. Feld-Art.-Regt., Max Mayer (Nürnberg) in e. L.-Inf.-Regt., Otto Dispeker (Nürnberg) in e. Landst.-Inf.-Regt., Emil Ulrich in e. Inf.-Regt., Otto Mann in e. Inf.-Regt., Walter Marcuse in e. Fußart.-Reg., Julius Löwenfeld (München) in e. Feldart.-Regt., Max Strauß in e. Inf.-Regt., Fritz Schülein in e. Res.-Inf.-Regt., Felix Späth in e. Res.-Inf.-Regt., Wilhelm Schülein in e. Ers.-Regt., Sigmund Neuwirth in e. Fußart.-Regt., E. Tietz in e. Fußart.-Regt., Emil Heilbronner in e. Inf.-Regt., Otto Haas in e. Inf.-Regt., Heinrich Freudenberger in e. Res.-Inf.-Regt., Oskar Spiegel in e. Feldart.-Regt., Karl Bloch in e. Feldart.-Regt., Otto Götz in e. Fußart.-Batt., Wilhelm Olschewski in e. Res.-Inf.-Regt. und Leonhard Kleemann (Nürnberg) in e. Res.-Inf.-Regt.

Zum kgl. bayer. Oberveterinär der Reserve wurde der Veterinär Dr. Max Schwab (München) befördert.

Zu kgl. bayer. Feldhilfsärzten wurden ernannt die Unterärzte Ernst Blumenau in e. Feldlaz., Ferd. Rosenberger in e. Inf.-Regt., Werner







Druck und Verlag: B. Heller, Buchdruckerei, München, Herzog Maxstr. 4.
Verantwortlich für die Redaktion i. V.: H. W. Stöhr, München — für den Anzeigenteil: H. W. Stöhr, München